

Das große Boot der »Dodwell« drehte um acht Uhr morgens bei. Wir stiegen das Fallreep hinunter. Wir drehten uns alle um, um noch einmal unser Schiff zu sehen, das wir fremden Händen überlassen würden. Jeder dachte nur an die guten Seiten und vergaß alles Schlechte. Kein einziger Sampan und keine einzige Dschunke waren zu sehen.

Als ein Zollbeamter in Piräus mein Gepäck kontrollierte, fand er ganz unten in einem Seesack, den ich nicht mehr geöffnet hatte, seit wir die »Dodwell« verlassen hatten, ein Bündel aus Packpapier. Er öffnete es. Vorsichtig packte er ein altes Fähnchen aus, auf das mit verschossenem Goldfaden ein Drache gestickt war.

Er bezeichnete es als »wertlosen Gegenstand« und legte es wieder an seinen Platz.

DIMITRIS CHADSIS

Der letzte Bär des Pindus

Skourojannis kam zu uns, vorgestern kam er, um sich von uns zu verabschieden. Er kehrt in die Heimat zurück.

Irgendwann in meiner Geschichte hab ich schon von ihm erzählt. Er gehörte zu den ersten Gastarbeitern, zu einem der ersten großen Schübe, zwanzig Jahre lang war er hiergeblieben. Seinem Vertrag gemäß schnitt er Drähte, Drahtseile bei der AEG. Man steht vor einer eisernen Bank mit einem Messer, man braucht weder Arme, noch Fertigkeit, noch Verstand, man braucht nichts, man braucht nur zu schneiden. Achteinhalb Stunden jeden Tag, eine halbe Stunde Pause für das Mittagessen, und dann wird einem alles nach Norm berechnet. – »Wenn man sie hintereinanderlegen würde, würden sie mehr als vierzigmal die Strecke Stuttgart-Dobrinovo ausmachen, die Drähte, die ich geschnitten habe«, sagte er einmal im griechischen Café.

Etwas anderes hatte er nicht getan, es war nicht nötig gewesen, er hatte nichts anderes zu tun gehabt und hätte auch nichts anderes tun können. Jahrelang schlief er zusammen mit anderen in jenen Gemeinschaftsräumen, die man »Heim« nennt, eine Zeitlang schlief er auch bei mir im Zimmer, kehrte zurück ins »Heim«, dann nahm er wieder irgendwann einmal irgendein Zimmer mit irgendwelchen anderen – was sagen will, daß er eine eigene Behausung nicht hatte –, etwa so, als sei er auf der Durchreise. Zwanzig Jahre auf der Durchreise. Mittags aß er in der Kantine auf eine Essensmarke, abends aus einem kleinen Päckchen mit vier Brötchen, hundert Gramm Salami, die Butter in zwei Portionen geteilt – für zwei Tage. Wieder sozusagen auf der Durchreise, ein Reisender, ein Soldat. Manchmal, am Samstagabend, im guten Anzug, kam er mit mir – wir wollten ein deutsches Mädchen aufrei-

ßen. Aber auch wenn es gelingt – na ja, das klappt nicht immer –, am Sonntag hat man sie wieder, seine Einsamkeit. Und wenn man aus Dobrinovo ist, ist es klar, daß man sich Gedanken darüber macht, was für Geld man ausgegeben hat, und es tut einem doppelt leid, wenn nichts dabei herauskommt. So wie bei der Blondin damals – schließlich wurde nichts daraus –, er wohnte damals im »Heim«, sie hatte kein eigenes Zimmer – »schade!« sagte sie, sie fand es wirklich schade, die Ärmste; sie schien ein gutes Mädchen zu sein. Aber das Geld tut einem leid – wir sind ja nicht für so was wie Bars und Freihalten und teure Zigaretten. Und im griechischen Café, wenn man jeden Abend dort hingeht, braucht man auch jedesmal so zwei, drei Mark – und Skourojannis gab sie nicht so leicht aus. An den meisten Abenden stand er stundenlang mit den anderen auf dem Hauptbahnhof herum – man redet ein paar Worte mit den Landsleuten. Nicht, daß es irgend etwas Besonderes gewesen wäre – immer dasselbe, langweilig –, bis man die Müdigkeit aufsteigen spürt, von den Beinen aus, man muß ja auch früh aufstehen, um pünktlich bei der AEG zu sein, um seine Karte in die Stechuhr zu stecken – »Also dann, macht's gut, morgen können wir weiterreden...«

So ging es. Zwanzig Jahre lang. Siebentausendreihundert Tage, etwa tausend Schnitte jeden Tag, zwei Schnitte in der Minute – das ist die Norm –, ich habe ihm das alles ausgerechnet. Siebentausenddreihundert Abende, solche Abende – das hat er allein ausgerechnet –, und jeder Abend mit der gleichen Sehnsucht.

Deutschland, Stuttgart, große Gebäude, erleuchtete Straßen, Kneipen, Kinos – alles blieb ihm fremd, vollkommen fremd, weit fort von ihm, uninteressant, unwirklich –, ein verschlossener Pferch war um ihn herum. Hoch, rundherum verschlossen, mit ein paar kleinen, winzigen offenen Stellen. Die eine öffnet sich jeden Morgen, sie führt ihn zur AEG – eine andere öffnet sich mittags, sie führt ihn zur Kantine –, am Abend öffnet sich

die dritte, sie scheint groß zu sein, weiter, und auch sie führt ihn nirgendwohin, nur zum Bahnhof, zum griechischen Café, ins »Heim – und hinter ihm schließen sie sich, jedesmal wenn er durchgegangen ist.

Das war das Deutschland des Skourojannis.

Mit seiner kleinen Rente für die zwanzig Jahre – natürlich hatte er auch etwas Geld gespart, bei so viel Entbehrungen – brach er also sofort nach Griechenland auf, zurück nach Dobrinovo – offiziell Iliochorion, Provinz Dodona. Mitten im Herzen des Pindus. Dimitrios Skourojannis – der »Mitros«, wie wir ihn nannten –, mein bester Freund und ein guter Freund auch unseres Verfassers. Mit seinen fünfundvierzig Jahren war er noch gesund wie ein Büffel, rundgesichtig, mit wilden Haaren, hochgewachsen und krummbeinig wie alle aus der Gegend, von den hohen Bergen dort.

Und dorthin nun kehrte Skourojannis zurück. So wie er es sich in seinem Innern vorgenommen hatte. Dieses Dobrinovo war der Halt gewesen für sein Herz in all den Jahren in der Fremde, es war das Ende seiner langen Reise und gleichzeitig der Lohn dafür. Immer und immer wieder waren die hohen Berge seiner Heimat in der Einsamkeit des fremden Landes vor ihm aufgetaucht, sie vertrieben mit ihrem dunklen Blau den Dunst der großen Stadt im Norden. Und am Abend wiederum, wenn er müde die Augen geschlossen hatte, wurde das harte, eintönige Raseln der Eisenstücke, das noch vom Tage her in seinen Ohren dröhnte, langsam überdeckt von jenem vertrauten, tiefen Atem der tausend und abertausend Fichten und Tannen auf dem Pindus, jenem Ort, der für ihn Heimat war wie für keinen anderen auf der Welt – und damit schlief er ein.

Heimlich, damit es die anderen nicht merkten und ihn mit dummen Witzen und Sticheleien im griechischen Café foppten, heimlich beschäftigte er sich mit dieser Rückkehr – und es freute ihn, etwas für sich allein zu haben.



Einmal würde er Schluß machen mit den Normen, mit dem Akkord, mit der »Ordnung«, den Drahtseilen, Schluß auch mit dem Asphalt, dem Zement und dem Aluminium, um schließlich dort anzukommen.

»Schneid, Mitro, schneid, damit wir einmal zurückkehren können ...«

Aber manchmal vergaß er sich doch so weit, daß es vor den anderen aus ihm herausbrach: »Wir aus Dobrinovo ... wir dort, aus Dobrinovo ... ihr habt ja keine Ahnung, ihr ...«

»Verschon uns, Skourojannis, Mann, mit diesem Dobrinovo«, fielen alle über ihn her.

Dann senkte er den Kopf, blies die Backen auf, bereute, daß es ihm wieder einmal herausgerutscht war, er es wieder einmal gesagt hatte, schwieg und schwor sich aufzupassen, ihn für sich zu behalten, seinen Schatz, seine Sehnsucht.

Es war August. Von Thessaloniki aus, wohin er mit dem Zug gefahren war – nirgends hielt er sich auf, um etwas anzusehen –, nahm er den Linienbus nach Kosani und gleich weiter mit dem Bus nach Kónitsa. Dort mietete er einen Kleintransporter für seine sechs Koffer, einige Päckchen, ein paar Pakete, andere Kleinigkeiten – sein Hab und Gut aus Deutschland. Nach drei, vier Stunden hielt er bei dem kleinen Kramladen; den gab es schon damals, bevor er fortgegangen war. Jetzt hatte man ihn vergrößert wegen der Straße, die gebaut worden war, und die Autobusse hielten dort. Er lud seine Sachen ab, bezahlte den Fahrer; der Kleintransporter fuhr weg, und er stand einen Augenblick still und sah sich um. Zu seiner Linken das Bergmassiv von Láista, unten das tiefe Flußgebiet, das sich mit den anderen Gewässern im Aóos vereinigt. Im Winter dröhnt es, jetzt brechen sich in seinem breiten Kiesbett die Strahlen der Sonne. Weiter unten, vor ihm die »Zigeunerebene«. Ihm gegenüber der Bergabhang mit den Fichten und Tannen, die sich der Reihe

nach herabwälzen, eng beieinander, aufrecht, dicht benadelt. Dahinter, in der Ferne, die hohen Berge – so, wie er sie in Erinnerung hatte. Hier war seine Heimat.

Zwanzig Jahre lang hatte er seinen Eltern jeden Monat achtzig Mark geschickt, aber er hatte nicht kommen wollen. Es war nicht nur wegen des Fahrgeldes, wegen des Sparens, und später nicht nur wegen der Diktatur und der Schwierigkeiten. Ohne sich dessen bewußt zu sein, ohne überhaupt soweit denken zu können, gehörte er zu jener Art Menschen, die einen Traum nicht unterbrechen wollen, sie wollen ihn ungeteilt zu Ende träumen, richtig, wenn schon – denn schon; sie malen ihn sich aus, sie richten sich damit ein, sie beschäftigen sich mit ihm und wissen, daß sie die Zeit abwarten können.

Das Dorf liegt etwas unterhalb des Weges, es zieht sich den Berg hinab, bis in den tiefen Talkessel hinein. Von der Straße aus sieht man es nicht. Große Walnußbäume verbergen die steinernen Häuser, verdecken sie vollständig bis hinunter zur Kirche mit der riesengroßen Platane davor. Es herrschte noch Mittagsruhe, keine Menschenseele war auf der Straße. Er zog seine Sachen an die Seite, setzte sich in den Schatten auf eine Kiste und hörte den Zikaden zu. Einen Augenblick hob er den Kopf zum Baum hinauf, lächelte – sie hießen ihn willkommen.

Dort fanden sie ihn später, erkannten ihn, halfen ihm, seine Sachen hinunterzubringen, er ging in sein Elternhaus, alle kamen, um ihn zu begrüßen, sie empfingen ihn mit Freude und blieben bis zum Abend bei ihm.

Er war heimgekommen.

Von Urzeiten her waren die Dobrinoviten in die Fremde gezogen. In ihr Dorf kehrten sie zurück, wenn sie alt waren. Niemals waren sie Holzarbeiter in den Wäldern ihrer Umgebung, Maultiertreiber auf ihren eigenen Bergen, Hirten, Handwerker, Goldschmiede, Kesselflicker. Eine Abzweigung der Via Egnatia führte bei ihnen vorbei. Die nahmen sie und zogen los – wohin auch immer sie sie bringen mochte. Sie zogen in die Fremde, um Ver-

mögen zu erwerben. Nach Jánina, nach Thessaloniki – in früheren Zeiten zogen sie auch in die Gegend des Schwarzen Meeres, weit hinunter nach Nessebar, nach Burgos, nach dem alten Ost-Rumelien –, ihnen »gehörten« einstmals alle diese Länder. Der Verfasser meint, daß es auf dieser Welt Menschen gibt, denen es im Blut liegt, vorwärtszukommen. Sie verspekulieren sich nie, weder mit ihrer Arbeit noch mit ihrem Geld. Die Dobrinoviten sind von dieser Art: gesunder Geist, kräftiger Körper, sicherer Blick.

Zweistöckige Häuser aus Stein, große Kirchen mit gepflasterten Plätzen davor, eine eigene Schule, von ihnen selbst eingerichtet, die engen Gassen ihres Dorfes, mit behauenen Steinen kopfsteingepflastert – alles zeugt vom Fleiß und Erfolg der Bewohner in der Fremde, hierher hatten sie ihr Vermögen gebracht.

Auch jetzt gehen sie noch in die Fremde, im Sommer kommen sie zurück mit ihren Autos, den Transistorgeräten, ihren elektrischen Kochplatten, mit den verchromten Stühlen, die sie mit sich schleppen, um sie im Hof aufzustellen. Als Gastarbeiter nach Deutschland war aus Dobrinovo niemand gegangen – nur Skourojannis, als einziger.

Leute waren auch jetzt noch genug in seinem Dorf, viele, jetzt im August, als er zurückkam. Und er freute sich natürlich, daß er so viele dort wiederfand. Einige kannten ihn noch, er kannte sie; andere fanden sich ein, Verwandte, alte Bekannte. Am Abend gingen sie zusammen hinauf und versammelten sich beim Krämer an der Straße, sie stiegen hinunter zur Kirche mit dem großen Vorplatz, manchmal auch zum Platz vor der Schule, einer großen Terrasse über dem Flußtal.

Er wollte ihnen etwas von sich erzählen, von seinem Leben in Deutschland, von der Fremde, dem Heimweh, dem Kummer. Hier hätte er es endlich sagen können, ohne sich fürchten zu müssen, dieses – »Wir nämlich, aus

Dobrinovo ...«. Seine eigenen Leute sind um ihn herum, Dobrinoviten, alles ist Dobrinovo.

Aber er sagt es nicht. Schon vom ersten Tag an hatte er gespürt, daß er zwar auf eine Weise mit den anderen verbunden ist, aber irgendwie auch wieder nicht. Ihm fehlt etwas, wenn er mit ihnen zusammen ist, um einer von ihnen zu sein. Wenn unser Verfasser hier wäre, würde er sagen, daß er in all den Jahren in Deutschland ein Dobrinovite geblieben ist, die anderen sind es nicht mehr, sie gehören nirgends mehr hin. Wo sie sich auch befinden, kaum daß sie da sind, fangen sie gleich wieder an, über ihre Arbeit zu sprechen, über ihr Geld, ihre Geschäfte, die Waren, Maschinen, Grundstücke, die sie gekauft haben, die sie kaufen werden. Wenn jetzt ein Brusakis hier wäre, ein Savidis, ein Jannópulos, einer jener Philosophen des griechischen Cafés, hätten sie schon eine ihrer weisen Erklärungen dafür – Konsumgesellschaft oder Entwurzelung, Entfremdung der Menschen und alles andere, was sie so zu sagen pflegten.

Selbstverständlich konnte Skourojannis solche Dinge nicht denken, so vielerlei. Er hatte nur gemerkt, daß er allein war unter diesen Menschen, so, als sei er ein Fremder unter ihnen. Sie erscheinen ihm ein wenig sonderbar – eben andere Leute. Andersartig waren auch diese Caféhausphilosophen gewesen mit ihren vielen Theorien, ihrem Geschwätz und ihren Streitereien. Damals hatte er sie abgelehnt – jetzt denkt er manchmal abends an sie, wenn er nach Hause kommt. Und an die Abende in der Fremde, das stumpfe, langweilige stundenlange Herumstehen auf dem Bahnhof – natürlich kann er das nicht ausdrücken –, aber wenn auch nichts anderes an ihnen dran war, etwas war da, was sie verband in ihrem Empfinden, dieselbe Sehnsucht, dieselbe Bitterkeit, man spürte die Nähe des anderen. Hier erscheinen ihm die Menschen unstat – mitten in Griechenland, mitten in ihrer eigenen Heimat. Und er sagt es nicht, dieses – »Wir nämlich, wir aus Dobrinovo« –, Skourojannis fürchtet, daß



man ihn zurückweisen könnte, ihn auch hier schroff anfährt.

Er ließ Handwerker kommen und das eine Zimmer instandsetzen, die Küche daneben richtete er selbst ein, mit Geschmack ordnete er das deutsche Küchengerät an, das er mitgebracht hatte, er besserte auch den Fliesenfußboden vorn auf dem Hof aus und die Pergola. Auch den Zaun brachte er etwas in Ordnung und pflegte die Gräber seiner Eltern auf dem Friedhof – alles brachte er richtig zu Ende, wie ein guter Hausvater. Bis zum Herbst würden die anderen fortgegangen sein – er würde nicht fortgehen, er war angekommen. Für ein paar Tage ging er hinunter nach Jánnina, gab Anweisung wegen seiner Rente, daß sie ins Dorf geschickt werden sollte, brachte sein Geld auf die Bank, und nachdem er auch damit fertig war, kehrte er zurück.

Es wurde Zeit, seine Heimat auch ein wenig zu durchstreifen. Eines Morgens nahm er seine Hirtentasche – er wollte bis ins Flußtal hinuntersteigen, etwas in den Wald gehen. Kleine Handsägen arbeiteten noch immer am Rande des Waldes. Er setzte sich ein bißchen – beobachtete, wie die Menschen und auch die Maulesel sich quälten, um die großen gefällten Stämme zu den Lastwagen zu schleppen. Diese Leute erschienen ihm bekannter, mehr zu ihm gehörig. Später ging er etwas weiter, bog nach links ab und kam in den großen Wald. Er schlug den alten Fußpfad der Hirten ein, der Holzhauer, der Räuber aus alten Zeiten, der zum Gipfel führt. Tief atmete er die Bergluft ein, blieb einen Augenblick stehen und hörte dem lebendigen Rauschen der Bäume zu, das ihm damals in die Ferne gefolgt war, nach Deutschland. Er kam zu der Lichtung, die er kannte, nahe am Gipfel – einer kleinen Wiese. Nomaden hatten früher einmal ihre kleinen Herden hierhergebracht und geweidet.

Spät kehrte er ins Dorf zurück, bei Sonnenuntergang – auf direktem Wege nach Haus –, er wollte niemanden

sehen. Es war ein guter Tag gewesen, unten im Flußbett, auf dem Kiesgrund, bei den Sägen, hoch auf dem Berg. Der Traum von seiner Heimkehr hatte ihn nicht betrogen.

Diese Reise nach Kónitsa hatte er nicht gewollt, um keinen Preis hatte er sie gewollt. Sein Vetter, der dort lebte, hatte ihn beschwätzt, sich endlich aufzumachen und hinzukommen – sie hätten etwas zu besprechen, wie er sagte. So fuhr er also hin. Der Vetter hatte nämlich auch etwas Geld und hatte auf ihn gewartet, um eine Reinigung eröffnen zu können. Das Schild war schon fertig, Chemische Reinigung »Die Sonne« – sie könnten sie zusammen eröffnen, zusammen arbeiten, wie Brüder – sichere Arbeit, sicheres Einkommen – wir sind schließlich Dobrinoviten, wir verstehen etwas von solchen Sachen.

Skourojannis hörte ihm zu, blies die Backen auf. Wenn es um Geld geht, wird er es ihm mit Vergnügen geben – aber eine Reinigung zu eröffnen, hat er nicht die geringste Lust – er, für sein Teil, hat überhaupt so eine »Sonne« nicht nötig. Der Vetter versteht ihn nicht, glaubt ihm nicht, er bedrängt ihn weiter. Warum will er nicht, daß sie zusammen ein Geschäft anfangen? Was will er denn machen in Dobrinovo? Er ist doch schließlich noch jung genug? Wenn jetzt so ein Savidis oder Jannópoulos hier wäre, würde er diesem Vetter erklären können, daß Skourojannis so viele Jahre draußen gelebt habe als Proletarier – nach Norm, alle vierzehn Tage ein Lohnstreifen. Jetzt hat er seine Rente, dazu die paar Zinsen – er will überhaupt nicht mehr arbeiten, er braucht es nicht. Schließlich sagt er, er habe sich genug abgerackert, jetzt wolle er sich ausruhen. Dobrinovo genüge ihm. Und wieder sagt er: »Ich kann dir das Geld geben, eröffne es, dein Geschäft!«

Der Vetter verstand überhaupt nichts mehr – was machte es ihm aus, das Geschäft mit ihm zusammen zu eröffnen, da er ihm doch das Geld geben wollte? Er

schrieb ihm noch einen Brief hinterher, nach Dobrinovo. Er schrieb auch an den alten Trákas, der sollte mit ihm reden. Danach ging Trákas auch wirklich zu ihm. »Was willst du denn mit dem«, sagt er zum ihm, »dein Vetter, das ist ein erfolgloser Mensch, es wird dein Schaden sein, wenn du dich mit dem zusammentust, er wird dein Geld schon kleinkriegen. Auch meine Kinder«, sagt er, »haben Geld!« Er könne ihnen nach Lárissa schreiben, sie könnten dort zusammen ein Geschäft eröffnen, ein Lebensmittelgeschäft, eine Reinigung, was er wolle und auch wo, in Jánina, in Kónitsa, in Tsepélovo – »Dort wird eins gebraucht. Es wird sich dort bestimmt gut anlassen. Wir haben doch das Geld, Mitro, versteh doch!«

»Und wenn ihr das Geld habt, wozu wollt ihr dann noch die anderen Läden?«

Trákas riß die Augen auf, und der zahnlose Mund blieb ihm offen stehen. Seit hundert Jahren – hundert nur? – hatten sie Geschäfte in Konstantinopel, in Varna, in Saloniki, jetzt eine große Handelsniederlassung in Lárissa – jeder Trákas hätte diese Antwort geben können, wenn er gefragt worden wäre, oder sie auch nicht zu geben brauchen, den Frager im Unklaren lassen können. Aber was für eine Antwort soll man so einem Einfaltspinsel geben?

Das ist ein ganz Gerissener, dachte der Alte. Er wird bestimmt Geld zurückgelegt haben und macht uns was vor.

Als der Vetter keine Antwort bekam, machte er sich auf und kam selbst nach Dobrinovo. Wieder fing er an, ihn zu bedrängen. »Er hat dich eingewickelt, der alte Knacker, meine eigene Schuld, daß ich ihn in unser Geschäft eingeweiht habe.«

»Das Geld, das ich dir versprochen habe, hunderttausend, werde ich dir geben. Wir können das schriftlich abmachen, und ihr schuldet es mir. Aber mit Läden will ich nichts zu tun haben – ich will nicht«, sagte schließlich Skurojannis und brach das Gespräch ab. Beide waren ihm lästig, der da und Trákas.

Und wieder nahm er seine Hirtentasche und stieg hinunter ins Flußtal zu den Holzfällern, zu den Menschen und Tieren, die sich abquälten, stieg wieder hinauf zu jener Lichtung, um dort etwas auszuruhen, um fortzukommen von all diesen Leuten. Man hatte ihn belästigt – ihm war, als habe man ihn beschimpft, ihn beleidigt. Die Leute im Dorf wurden weniger, sie brachen allmählich auf. Sollten sie nur gehen. Auch in den nächsten Tagen ging er wieder zum Flußbett, zu den Holzfällern, stieg auf den Berg, suchte hinter der Lichtung die alten Trampelpfade auf, die zum Smólikas führten.

Aber etwas war bereits geschehen – er ist nicht mehr sicher, ob es genügen wird, so zu leben. Sechzehn Familien würden im Winter im Dorf bleiben – alles alte Leute.

Sodann machte er sich auf den Weg nach Volos, um Stavros zu besuchen. Fünf Jahre waren sie in Deutschland zusammengewesen – zu ihm wollte er jetzt, nur zu ihm und zu niemandem sonst.

Eine kleine Seifenfabrik hatte Stavros nach seiner Rückkehr einrichten wollen – so hatte er ihnen gesagt – dort irgendwo in der Gegend von Volos. Daran hatte er in all den Jahren, die er in der Fremde war, gedacht. Am Tage hatte er bei AUTEL gearbeitet, als Lastträger in der Spedition vor meiner Zeit – abends war er zu dieser anderen Arbeit gegangen –, er hatte lernen wollen. Und er hatte gelernt. Er verstand auch etwas von den Maschinen, es waren ein paar kleine, wirklich hübsche und billige – Pfennig für Pfennig hatte er zurückgelegt, um sie zu kaufen. Aber er hatte keine Seifenfabrik eingerichtet – ein Lokal hatte er oben an der neuen Nationalstraße eröffnet. Dorthin ging Skurojannis und fand ihn.

»Wie ist das denn gekommen?«

»Als ich von einer Seifenfabrik geredet habe, sind alle über mich hergefallen, als wollten sie mich bei lebendigem Leibe auffressen, die Banken, die Steuerbehörde, die Dorfbewohner, die Genossenschaft, die Kaufleute. Etwas



habe ich gekämpft, dann wurde es mir zu viel, schließlich wurde ich der Sache überdrüssig. Die Maschinen habe ich nicht gekauft. Und als ich sagte, ich würde ein Lokal einrichten – ein Restaurant, oben an der Straße, da über-schlugen sich fast alle, um mir zu helfen. Was soll man da machen?»

»Und warum eröffnest du sie jetzt nicht, wo du zu Geld gekommen bist?«

»Courage ist alles, Skourojannis. Ich habe den Mut dazu verloren – ob Seifenfabrik, ob Lokal. Ich habe keine Lust mehr...«

Skourojannis hatte noch mehr sagen wollen, ihn vieles fragen wollen. Daß er in Dobrinovo nicht leben kann, eine Reinigung nicht eröffnen will – was könnte man tun? Wohin könnte man gehen?

Aber sie konnten über nichts miteinander sprechen. Die Frau von Stavros, die im Lokal half, kam dazu. Wenn man ihn nun verheiraten würde mit einer ihrer Nichten aus Volos – ein unschuldiges Mädchen – nicht so schamlos wie die deutschen Mädchen, die ihr draußen kennengelernt habt – pfui! – gut erzogen, eine gute Hausfrau, mit eigener Mitgift – ein Mädchen, mein Dimitraki, das Eindruck macht. Skourojannis weiß überhaupt nicht, wie diese Mädchen aus Volos sind, die Eindruck machen. Eine gewisse Charlotte, die Annemaries oder Gerdas in Deutschland waren nur gute Mädchen gewesen – ordentliche Leute und nichts darüber hinaus.

Stavros sagte nichts, er tat den Mund nicht mehr auf, er ließ sie weiterreden. Sehr traurig erschien er Skourojannis, er war ein verbrauchter Mensch geworden, mit dieser weißen Küchenschürze – sie stand ihm überhaupt nicht, so eine Schürze – einem Stavros.

»Also, Skourojannis«, sagte er endlich, »tu mir den Gefallen und geh. Heute noch, ich kann dich nicht sehen, es bedrückt mich... Der Teufel hat uns alle geholt. Mich mit dem Lokal und dich mit diesem Dobrinovo – nun geh schon!«

Der letzte Mensch, der zu ihm gehörte, war dieser Stavros gewesen – und den gab es nun auch nicht mehr. Die anderen – sind noch andere da, gibt es sie noch? – sie waren in Deutschland geblieben, schöne Quacksalberphilosophen, geschundene Schwerarbeiter, Griechen voller Verbitterung, voller Armut, voller Sehnsucht.

Und als Skourojannis dann nach Dobrinovo zurückkehrte, dem jetzt verödeten, da wußte er auch, daß dieser Platz der Ort der letzten, endgültigen Einsamkeit war. Ein nicht vorhandener Ort. Und daß er sich zwanzig Jahre lang abgeschuftet hatte und davon geträumt, zu diesem imaginären Ort zu gelangen...

Durch den plötzlichen Regenschauer war alles gekommen, der hatte alles bewirkt. Er war wieder hinuntergestiegen in das Flußtal, hinaufgestiegen in den Wald. Dort hatte der Regen ihn überrascht. Er wartete, bis er aufhörte – es ging rasch vorüber. Wieder stieg er ganz langsam den Weg zur Lichtung hinauf. Die Sonne kam heraus, der Platz blieb naß, die ganze kleine Wiese. Er setzte sich auf seinen gewohnten Platz – heute war er besonders traurig, seinen Brotbeutel machte er nicht auf – bekümmert saß er da. Ganz allein. Verjagt, verfolgt – von wem? Warum?

Und dann ganz plötzlich, sah er sie vor sich. Er stand auf, schaute wieder und wieder hin – er konnte sich nicht täuschen, er kannte sie. Dies waren sie: Bärens Spuren, Spuren seiner großen Sohlen. Er war es. Der Bär vom Smólikas, von Pápingo, von Poliána – Meister Petz vom Pindus. Er lebte noch. Auch er lebte noch. Mit einmal verflog seine Trauer – sein Herz schlug heftig im Puls-schlag der Bergbewohner, des Stammes seiner Heimaterde. Ihm war, als sei er jetzt erst richtig angekommen, erst jetzt heimgekehrt. Diese eben entstandenen Spuren gaben ihm die verlorene Sicherheit zurück: die Heimat, in die er gekommen war, gab es wirklich, sie lebte nicht nur in seiner Vorstellung, seiner Einbildung – die Sicherheit, die er verloren hatte unter diesen verrückten, willensschwachen

chen, benommenen, besiegt Menschen nach seiner Rückkehr, sie war wiedergewonnen.

Er ging zur Seite der Lichtung, ebnete den Platz etwas mit den Händen, leerte dort seinen Brotbeutel aus. Am nächsten Tag ging er schon früh morgens los – das Brot, der Käse, alles, was er dagelassen hatte, war nicht mehr dort. Er brachte wieder etwas hin – auch Zucker. Auch an den folgenden Tagen – jeden Tag.

»Na also«, sagte der alte Trákas, »du hast ein großes Geschäft vor. Holz? Das habe ich vermutet.«

»Aber sicher«, sagte er ohne Zögern.

»Ich werde sofort an meine Kinder nach Lárissa schreiben. Deshalb also wolltest du die Reinigung nicht.«

»So ist es«, wiederholte Skourojannis, »ein großes Geschäft.«

»Darüber also denkst du nach, wenn du dort hinaufgehst?«

»Darüber.«

»Das machst du gut. Ich habe das gleich gewußt.«

Und er dachte nach. Sehr viel. Tag für Tag fütterte er ihn am gleichen Platz. Bis er ihn sah. Er tauchte zwischen den Bäumen auf. Einen Augenblick verhielt er – dann trottete er hinüber zu der Stelle, wohin Skourojannis das Futter gelegt hatte. Er entdeckte ihn, machte Anstalten zurückzuweichen – blieb schließlich dort. Der Mann schaute ihn unbeweglich an. Es mußte ein junger Bär sein, ein Weibchen, wahrscheinlich noch keine zwei Jahre alt. So blieben sie stehen und sahen sich gegenseitig an. Der letzte Mensch von Dobrinovo und der letzte Bär des Pindus standen dort zu beiden Seiten der Lichtung jenes Waldes und schauten sich an. Mißtrauisch, unentschlossen und argwöhnisch – ohne daß sie weggehen konnten –, sie hatten niemanden, zu dem sie gehen konnten.

Am nächsten Tag begann er das große Spiel: Er füllte seinen Beutel, nahm auch das große zweischneidige Messer mit. Er setzte sich auf den gewohnten Platz und war-

tete. Zur gleichen Zeit wie gestern erschien das Tier zwischen den Bäumen. Wieder standen sie einen Augenblick still und sahen einander an. Er öffnete seinen Beutel, warf ihm ein Stück Brot hin. Das Tier nahm es, kam jetzt etwas näher. Beim dritten Stück – noch näher heran. Es war so nahe, daß er den Griff seines Messers fassen mußte. Dann warf er ihm ein Tütchen Zucker hin – alles ging heute gut.

Und so ging es auch an den folgenden Tagen. Jedesmal näherte das Tier sich ihm mehr, drei Meter, zwei Meter, einen Meter, einen halben.

»Na, wie steht es?« fragte Trákas.

»Ich komme zum Abschluß«, sagte er, »es wird schon Herbst.«

Und es kam tatsächlich ein Abschluß. Er konnte schließlich seine Hand ausstrecken, eine Handvoll Zucker. Die Bärin kam und leckte ihn auf. So auch am nächsten Tag – und am darauffolgenden blieb sie neben ihm stehen, abwartend. Und da breitete er seine Arme aus und nahm ihren Kopf in seine Hände. Vertrauensvoll überließ das Tier sich ihm. Und im Übermaß seiner Gefühle von Trauer, Einsamkeit und Verzweiflung drückte er den lieben Kopf in seine Arme. Die junge Bärin streckte sich – er spürte in seinen Händen die Zuckung des ungepaarten Weibchens. Wie es da war, bückte er sich und küßte es auf die Stirn. Das Tier brummte, und in seinen Augen stiegen Tränen auf, die er so lange zurückgehalten hatte.

»Ich bin zum Abschluß gekommen«, sagte er zu Trákas.

»Ich habe schon an meine Kinder geschrieben«, sagte der.

Der Herbst kommt immer schnell im Pindus – im Oktober bewölkt es sich schon, es beginnt auch schon, kalt zu werden. Skourojannis verstand – für die Bärin war die



Zeit des Winterschlafes gekommen. Er sah, wie ihre Augen sich manchmal halb schlossen, wie ihr Kopf schwer wurde. Sie saß neben ihm, leckte ihm manchmal die Hand, aber von Tag zu Tag fraß sie weniger.

Sie brachte ihn zu ihrem Winterlager, einer großen Höhle, von drei Fichten umgeben. Er schleppte Zucker heran, tat ihn in eine Schüssel, damit sie etwas fände, wenn sie im Frühling erwachen würde. Das Tier legte sich hin, er kraulte ihm den Kopf an der Stirn, wie man Hunde krault. Es öffnete die Augen noch einmal halb – immer schwerer –, wendete den Kopf ab. Er bückte sich, streichelte es noch ein paarmal – es war eingeschlafen. Das war das Ende. Er erhob sich, um wegzugehen. Im Eingang der Höhle blieb er noch einmal stehen:

»Schlaf, mein einsames Bärchen, schlaf jetzt. Ob wir uns im Frühling wiedersehen werden? Wir beide sind übriggeblieben an diesem Ort – niemand sonst –, nichts ist hier noch übriggeblieben.«

Und er stieg hinunter in das vereinsamte Dorf, wo er nichts zu tun hatte, doppelt und dreifach verwaist.

Und nun kommt unser Freund, der Verfasser, der auch diese Geschichte schreibt. Und jetzt beginnt auch sein eigenes Dilemma offenkundig zu werden. Er schreibt die Geschichte, er führt sie fort, und er weiß nicht, wie er sie enden lassen soll. Uneins mit sich, hin- und hergerissen, gespalten zwischen so vielen Dobrinovos und so vielen modernen Städten, zwischen allen Guten wie Skourojannis und allen eigenen schwarzen Bosheiten, weiß er nicht, zu welcher Lösung er sich entscheiden soll. Mehr als genug hat er bereit, ordentliche, von denen er eine aussuchen könnte, wie sie jeder brave Schriftsteller zu machen versteht: Skourojannis tötet das geliebte Tier. Er stirbt mit ihm zusammen. Die Dobrinoviten erschlagen das Tier oder die Skammeliten, so wie sie heimlich auch die anderen Bären wildernd töten. Mit ein bißchen Wohlwollen könnte man auch Skourojannis dazu bringen, den Bären

mit sich zu nehmen, ihn im Hof seines Hauses zu behalten – er würde dann hinter ihm herlaufen wie ein Mastkälbchen –, wie man es von den Vlachern früher gehört hatte – »Ursu« nannten sie den Bären, den sie vor ihrer Behausung angebunden hatten.

Und er will sie nicht. Keine dieser Lösungen paßt ihm. Dobrinovo, so sagt er, das es immer zu etwas gebracht hatte, die gesunden Menschen, die entwurzelt und entfremdet sind, jener Skourojannis, der zurückkam, um seine Heimat zu finden und der nichts gefunden hat, der letzte Bär des Pindus, der hungrig, ohne Gefährten, ihm die Hände geleckert hat – sie sind gestorben. Und über den Tod hinaus, sagt er, ist nichts mehr.

Der Befehl war ganz klar: Es ist verboten, im Fluß zu baden und sogar sich ihm auf eine Entfernung von weniger als zweihundert Meter zu nähern. Es blieb kein Raum für ein Mißverständnis. Wer dem Befehl zuwiderhandelte, würde vor das Militärgericht kommen.

Der Major hatte ihn kürzlich selbst verlesen. Er hatte eine allgemeine Versammlung angeordnet, das gesamte Bataillon, und ihn vorgelesen. Divisionsbefehl! Damit war nicht zu spaßen.

Es war ungefähr drei Wochen her, daß sie sich diesseits des Flusses niedergelassen hatten. Jenseits des Flusses stand der Feind, die Anderen, wie viele sie nannten.

Drei Wochen Untätigkeit. Dieser Zustand würde ganz gewiß nicht lange andauern, aber gegenwärtig herrschte Ruhe.

Auf beiden Ufern des Flusses war weit und breit nur Wald. Dichter Wald. In dem Wald hatten beide Parteien ihre Lager aufgeschlagen.

Nach ihren Informationen hatten die Anderen dort zwei Bataillone. Allerdings unternahmen sie keinen Angriff. Wer weiß, was sie vorhatten. Inzwischen waren die Wachposten beider Seiten hier und dort im Wald versteckt, auf jeden Zwischenfall vorbereitet.

Drei Wochen! Wie waren die drei Wochen vergangen! Niemand konnte sich erinnern, daß es in diesem Krieg, der vor ungefähr zweieinhalb Jahren begonnen hatte, schon einmal eine solche Unterbrechung gegeben hatte.

Zu der Zeit, da sie den Fluß erreicht hatten, war es noch kalt gewesen. Nach einigen Tagen hatte sich das Wetter beruhigt. Endlich Frühling!

Der erste, der zum Fluß geschlichen war, war ein Feldwebel. Eines Morgens schlich er hin und tauchte hinein.

Wenig später schleppte er sich zu den Seinen, zwei Kugeln zwischen den Rippen. Er lebte nur noch wenige Stunden.

Am nächsten Tag waren zwei Soldaten hingegangen. Keiner sah sie jemals wieder. Man hörte nur Schüsse, dann Stille.

Da erging der Divisionsbefehl.

Der Fluß war jedoch eine große Versuchung. Sie hörten sein Wasser fließen und sehnten sich danach. In diesen zweieinhalb Jahren waren sie im Dreck heruntergekommen. Sie hatten sich so vieler Freuden entwöhnt. Und da befand sich jetzt dieser Fluß mitten auf ihrem Wege. Aber der Divisionsbefehl...

»Zum Teufel mit dem Divisionsbefehl!« So zischte er zwischen den Zähnen in dieser Nacht.

Er wälzte sich hin und her, fand aber keine Ruhe. Der Fluß war von drüben zu hören und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen.

Er würde am nächsten Tag hingehen, auf jeden Fall würde er hingehen. Zum Teufel mit dem Divisionsbefehl!

Die anderen Soldaten schliefen. Schließlich übermannte auch ihn der Schlaf. Er hatte einen Traum, einen Alptraum. Zu Beginn sah er ihn ganz wirklich: einen Fluß. Vor ihm lag dieser Fluß und erwartete ihn. Er aber, nackt am Ufer stehend, fiel nicht hinein. Als hielte ihn eine unsichtbare Hand. Darauf verwandelte sich der Fluß in eine Frau. Eine junge Frau, dunkelhäutig mit festem Körper. Nackt, im Gras liegend, erwartete sie ihn. Er aber, nackt vor ihr stehend, fiel nicht auf sie. Als hielte ihn eine unsichtbare Hand.

Erschöpft wachte er auf; es war noch nicht hell geworden.

Am Ufer angelangt blieb er stehen und betrachtete ihn. Der Fluß! Es gab ihn also doch, diesen Fluß! Zeitweise hatte er gedacht, der Fluß existiere gar nicht; es sei nur ihre Phantasie, ein gemeinschaftliches Trugbild.



Er hatte eine Gelegenheit gefunden und war zum Fluß gegangen. Wunderbar war der Morgen! Wenn er Glück hatte und niemand ihm auf die Spur kam... Er wollte nur erreichen, in den Fluß zu tauchen, in sein Wasser, das Weitere kümmerte ihn nicht.

An einem Baum am Ufer ließ er seine Kleider zurück und, hochkant an einen Stamm gelehnt, sein Gewehr. Er warf zwei letzte Blicke um sich, einen hinter sich, ob einer von den Seinen da wäre, und einen zum gegenüberliegenden Ufer, ob einer von den Anderen da wäre. Und er stieg ins Wasser.

Von dem Augenblick an, da sein Körper nackt ins Wasser gestiegen war, dieser Körper, der zweieinhalb Jahre gequält worden, der schon von zwei Verwundungen gezeichnet war, von diesem Augenblick an fühlte er sich wie ein neuer Mensch. Als ob eine Hand mit einem Schwamm über ihn zöge und diese zweieinhalb Jahre abwischte.

Er schwamm einmal Brust, einmal Rücken. Er ließ sich von der Strömung treiben. Er tauchte auch unter...

Ein Kind war er jetzt, dieser Soldat, der nicht älter war als dreiundzwanzig Jahre; aber die letzten zweieinhalb Jahre hatten tiefe Spuren in ihm hinterlassen.

Rechts und links auf beiden Uferseiten flogen Vögel; sie grüßten ihn, indem sie dann und wann über ihn hinwegzogen.

Vor ihm schwamm jetzt ein Zweig, von der Strömung getrieben. Er versuchte, ihn in einem einzigen Tauchzug zu erreichen. Und er schaffte es. Genau neben dem Zweig tauchte er aus dem Wasser. Die Freude, die er empfand! Im selben Augenblick aber sah er vor sich einen Kopf, ungefähr dreißig Meter entfernt.

Er hielt an und versuchte besser zu sehen.

Auch jener, der dort schwamm, hatte ihn gesehen; auch er hielt inne. Sie blickten sich an.

Sofort wurde er wieder derjenige, der er vorher gewesen war: ein Soldat, der schon zweieinhalb Jahre Krieg

hinter sich hatte, der mit einem Kriegskreuz ausgezeichnet worden war und der sein Gewehr am Baum zurückgelassen hatte.

Er konnte nicht erkennen, ob der Mann gegenüber einer von den Seinen war oder einer von den Anderen. Wie sollte er es auch erkennen? Er sah nichts als einen Kopf. Es konnte einer von den Seinen sein. Es konnte auch einer von den Anderen sein.

Einige Minuten standen beide unbewegt im Wasser. Ein Niesen unterbrach die Stille. Er war es, der nieste, und nach seiner Gewohnheit fluchte er laut. Da begann sein Gegenüber schnell zum anderen Ufer zu schwimmen. Auch er verlor keine Zeit.

Mit voller Kraft schwamm er auf seine Uferseite. Er stieg als erster aus dem Wasser. Er lief zu dem Baum, an dem er sein Gewehr gelassen hatte und ergriff es. Da stieg auch der Andere aus dem Wasser. Auch er lief jetzt, sein Gewehr zu holen.

Er nahm sein Gewehr hoch und zielte. Es wäre eine Leichtigkeit für ihn, dem Anderen eine Kugel in den Kopf zu jagen.

Er konnte nicht abdrücken. Sie waren beide nackt. Zwei nackte Menschen. Entblößt von Kleidern. Entblößt von Namen. Entblößt von Nationalität. Entblößt von ihrem khakifarbenen Ich.

Er konnte nicht abdrücken. Der Fluß trennte sie jetzt nicht, im Gegenteil, er verband sie.

Er konnte nicht abdrücken. Der Andere war jetzt zu einem anderen Menschen geworden, ohne großes A. Nicht weniger, nicht mehr.

Er senkte sein Gewehr. Er senkte seinen Kopf. Und er sah nichts bis zum Schuß. Er schaffte es nur noch, einige Vögel zu sehen, die erschreckt aufflatterten, als vom gegenüberliegenden Ufer der Schuß fiel. Zuerst ging er in die Knie, dann fiel er mit dem Gesicht auf die Erde.